



NEIL  
GAIMAN

AMERICAN  
GOODS

*ROMAN*

DIRECTOR'S CUT

BASTEI ENTERTAINMENT 

# Inhalt

Cover

Inhalt

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

American Gods Einleitung zur deutschen Neuausgabe

Einleitung zur zehnjährigen Jubiläumsausgabe

Einleitung zur vorliegenden Textfassung

Vorbehalt und Warnung an Reisende

TEIL I

Erstes Kapitel

Irgendwo in Amerika

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Unterwegs nach Amerika

Viertes Kapitel

Unterwegs nach Amerika

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Irgendwo in Amerika

Achtes Kapitel

TEIL II

Neuntes Kapitel

Unterdessen. Ein Gespräch.

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Unterwegs nach Amerika

Zwölftes Kapitel

Zwischenspiel

Zwischenspiel 2

Zwischenspiel 3

Dreizehntes Kapitel

Unterwegs nach Amerika

### TEIL III

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

### TEIL IV

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

Nachsatz

Danksagung

Bonustrack

Ein Interview mit Neil Gaiman

Wie können Sie es wagen?

Leseprobe - Der Ozean am Ende der Straße

Unsere Empfehlungen

# Über das Buch

Als Shadow aus dem Gefängnis entlassen wird, ist nichts mehr wie zuvor. Seine Frau wurde getötet, und ein mysteriöser Fremder namens Mr. Wednesday bietet ihm einen Job an. Doch woher weiß der Fremde so viel über Shadow? Während Shadow im Auftrag Wednesdays durch die USA reist, wird ihm langsam klar: Ein Sturm zieht auf, eine gewaltige Schlacht um die Seele Amerikas kündigt sich an, und Shadow wird darin eine wichtige Rolle spielen.

Eines der meistbeachteten Bücher des letzten Jahrzehnts, eine kaleidoskopische Reise durch die Mythologie und durch ein Amerika, das zugleich unheimlich vertraut und völlig fremd wirkt. Erstmals erhältlich als ungekürzter »Author's Cut«.

# Über den Autor

Der Engländer Neil Gaiman, 1960 geboren, arbeitete zunächst in London als Journalist und wurde durch seine Comic-Serie SANDMAN bekannt. Neben den Romanen NIEMALS LAND und DER STERNWANDERER schrieb er zusammen mit Terry Pratchett EIN GUTES OMEN und verfasste über seinen Kollegen und Freund Douglas Adams die Biographie KEINE PANIK!. Mittlerweile ist er mit jedem großen Preis ausgezeichnet worden, der in der englischen und amerikanischen Buch- und Comicszene existiert. Er lebt seit einigen Jahren in den USA. Sein gefeierter Roman DER OZEAN AM ENDE DER STRASSE erschien 2014 bei Eichborn.

NEIL  
GAIMAN

# AMERICAN GODS

Aus dem Englischen  
von Hannes Riffel

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Der Übersetzer dankt André Taggeselle für die tatkräftige Unterstützung.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»American Gods«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2001 by Neil Gaiman  
Published by Arrangement with Neil Gaiman  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück  
GmbH, 30827 Garbsen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Lektorat: Ruggero Leò  
Textredaktion: Hanka Jobke  
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München  
Einband-/Umschlagmotiv: © Elm Haßfurth/[www.elmstreet.org](http://www.elmstreet.org)  
E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-0744-3

Sie finden uns im Internet unter [www.eichborn.de](http://www.eichborn.de)

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*Für abwesende Freunde -  
Kathy Acker und  
Roger Zelazny,  
und alle dazwischen ...*

# *American Gods*

## *Einleitung zur deutschen Neuausgabe*

Ich habe *American Gods* vor fünfzehn Jahren geschrieben. Der Roman war ursprünglich länger als das Buch, das schließlich veröffentlicht wurde, denn der Verlag wollte ein kürzeres, schnelleres Buch haben als das längere, gemächlichere, das ich geschrieben hatte. 2003 kam ich nach Deutschland, um Werbung für diese Ausgabe des Buches zu machen.

Es war eine wirklich seltsame Tour. Ich besuchte, sagen wir, eine Buchhandlung und las auf Englisch, und dann las ein deutscher Schauspieler die Abschnitte noch mal, die ich bereits gelesen hatte, aber dieses Mal auf Deutsch. Dann signierte ich Bücher.

Dieser Schauspieler, der ein verwegenes Grinsen hatte, war ein ebenso witziger wie sympathischer Zeitgenosse. Er, seine Frau und ihr polnischer Schäferhund - Crazy - reisten mit ihrem eigenen Wagen. Das ging schneller als im Zug oder im Flugzeug, und sie fühlten sich in dem Wagen wohler. Es ging vor allem deshalb schneller, weil der Schauspieler wirklich sehr schnell fuhr. Er hatte keinen Führerschein mehr, was zur Folge hatte, dass er nur nachts unterwegs war, denn er war berühmt, und in Deutschland schien jeder zu wissen, dass er keinen Führerschein mehr hatte.

Als wir einander das erste Mal vorgestellt wurden, erklärte er mir, wie man Ärger vermeidet, wenn man schnell durch Amerika fährt. Man brauche einen Radardetektor, sagte er, und wenn die Polizei einen erwische, müsse man behaupten, dass man aus

Deutschland käme und deshalb den Tachometer missverstanden hätte, weil man dachte, er würde Stundenkilometer anzeigen und nicht Meilen. Natürlich, erzählte er, sagten die Polizisten einander hin und wieder über Funk Bescheid, dass da ein Typ in einem roten Mustang mit 200 Stundenkilometern unterwegs sei, oder ein Trucker verpfeife einen, und dann verbringe man eine Nacht im Gefängnis.

Er konnte einfach nicht begreifen, warum ich nicht mit ihm im Wagen fahren wollte, anstatt das Flugzeug zu nehmen.

Seither ist über ein Jahrzehnt vergangen. *American Gods* ist wiederhergestellt worden – dies ist die Fassung, die ich ursprünglich geschrieben habe. Sie ist länger, und sie ist neu übersetzt. Der Roman ist der Versuch, mir Amerika zu erklären und es zu verstehen, und viele der Schlüssel, die ich verwendet habe, um Amerika aufzuschließen, sind germanischen Ursprungs.

Dabei sollte man daran denken, dass der Tag nach dem Dienstag und vor dem Donnerstag zwar vernünftigerweise Mittwoch heißt, einst aber mal der »Wutenstag« war. Allerdings ist es selbst in den besten Zeiten gefährlich, Odin in seinem Kalender umherschweifen zu lassen.

Es war sehr klug von euch, ihn daraus zu entfernen.

Neil Gaiman  
*Mai 2015*

## *Einleitung zur zehnjährigen Jubiläumsausgabe*

Ich weiß nicht, wie es ist, dieses Buch zu lesen. Ich weiß nur, wie es war, es zu schreiben.

1992 zog ich nach Amerika. In meinem Hinterkopf nahm etwas Gestalt an. Da waren unzusammenhängende Ideen, von denen ich wusste, dass sie wichtig waren, die aber noch wie Fremdkörper nebeneinanderstanden: zwei Männer, die sich in einem Flugzeug treffen; das Auto auf dem Eis; die Bedeutung von Münztricks; und, mehr als alles andere, Amerika: dieser seltsame, weitläufige Kontinent, auf dem ich nun lebte und von dem ich wusste, dass ich ihn nicht verstand. Aber ich wollte ihn verstehen. Mehr noch, ich wollte ihn beschreiben.

Das erste Kapitel verfasste ich auf einer Zugfahrt von Chicago nach San Diego. Dann reiste ich immer weiter, und ich schrieb immer weiter. Ich fuhr auf Nebenstraßen von Minneapolis nach Florida, schlug Routen ein, von denen ich glaubte, dass Shadow sie im Buch nehmen würde. Ich schrieb, und wenn ich festhing, zog ich weiter. Ich aß im Norden von Michigan Pasteten, ich aß in Cairo gebackene Maisbällchen. Ich tat mein Bestes, nicht über Orte zu schreiben, die ich nicht selbst besucht hatte.

Ich habe mein Buch an vielen Orten geschrieben – in Häusern in Florida, in einer Hütte an einem See in Wisconsin, in einem Hotelzimmer in Las Vegas.

Ich folgte Shadow auf seiner Reise, und wenn ich mit ihm nicht weiterwusste, schrieb ich eine der *Unterwegs-nach-Amerika*-Geschichten, die mich stets zum Ende hin wieder auf Kurs brachten, zurück zu Shadow. Ich wollte

jeden Tag zweitausend Wörter schreiben und war froh, wenn ich tausend schaffte. Als ich mit der Rohfassung fertig war, erzählte ich Gene Wolfe – dem klügsten Schriftsteller, den ich kenne und der mehr gute Romane geschrieben hat als jeder andere Mensch –, dass ich nun endlich gelernt zu haben glaubte, wie man einen Roman schreibt. Gene sah mich mit einem höflichen Lächeln an. »Du wirst niemals lernen, wie man einen Roman schreibt«, sagte er zu mir. »Du lernst immer nur, den Roman zu schreiben, an dem du gerade arbeitest.«

Er hatte recht. Ich lernte, den Roman zu schreiben, den ich schrieb, und nichts weiter. Dennoch war es ein schönes, seltsames Buch, das ich zu schreiben gelernt hatte. Mir war immer bewusst, wie weit es hinter dem wunderbaren, goldglänzenden, perfekten Buch zurückblieb, das ich mir in Gedanken ausgemalt hatte, aber es machte mich trotzdem glücklich.

Ich ließ mir, während ich an dem Buch arbeitete, einen Bart stehen und die Haare wachsen, und viele Leute hielten mich bestimmt für ein klein wenig merkwürdig (außer die Schweden, die mir anerkennend versicherten, einer ihrer Könige habe einmal etwas ganz Ähnliches getan, jedoch nicht bei einem Roman). Als die erste Fassung fertig war, rasierte ich mir den Bart ab und trennte mich kurz darauf auch von meiner unpraktischen langen Mähne.

Die zweite Fassung veranlasste mich in erster Linie, Passagen zu vertiefen und zu präzisieren. Stellen, die wachsen wollten, wuchsen, und Stellen, die gekürzt werden wollten, kürzte ich.

Mir schwebte dabei eine Menge vor. Ich wollte ein dickes, merkwürdiges, ausschweifendes Buch schreiben, und das tat ich auch. Ich wollte ein Buch schreiben, das jene Seiten von Amerika zeigte, die mich begeisterten und von denen ich besessen war – zufällig genau die Seiten, die in Filmen und Fernsehserien niemals auftauchten.

Schließlich habe ich das Buch beendet und abgegeben, wobei ich mich von dem alten Sprichwort trösten ließ, dass ein Roman bestenfalls als ein langes Stück Prosa mit Schwachstellen definiert werden kann, und ich war mir ziemlich sicher, dass ich genau so eines geschrieben hatte.

Meine Lektorin befürchtete, das Buch sei etwas zu dick und zu abschweifend (sie machte sich nichts daraus, dass es zu merkwürdig war), und bat mich, es zu kürzen, was ich tat. Ihr Instinkt erwies sich als richtig, nehme ich an, denn der Roman wurde ziemlich erfolgreich – er verkaufte sich gut und erhielt eine Reihe von Auszeichnungen, darunter den Nebula und den Hugo Award (in erster Linie SF-Preise), den Bram Stoker Award (eher Horror) und den Locus Award (eher Fantasy), was beweist, dass es sich in der Tat um ein ziemlich merkwürdiges Buch handelte, von dem trotz seiner Popularität niemand so recht wusste, in welche Schublade es gehörte.

Aber all das lag noch in der Zukunft: Erst einmal musste das Buch veröffentlicht werden. Dieser Prozess faszinierte mich, und ich begleitete ihn mit einem Weblog, das ich eigens dafür ins Leben rief (und das unabhängig davon bis zum heutigen Tag fortgeführt wird).

Pünktlich zur Veröffentlichung ging ich auf Lesereise quer durch die USA, danach durch England und Kanada, bevor ich wieder nach Hause fuhr. Die erste Signierstunde fand im Juni 2001 im Buchladen Borders Books im World Trade Center statt. Ein paar Tage nach meiner Heimkehr, am elften September 2001, existierten der Buchladen und das World Trade Center nicht mehr.

Mich überraschte, wie das Buch aufgenommen wurde.

Ich war es gewohnt, Geschichten zu erzählen, die entweder den Leuten gefielen oder nicht gelesen wurden. Ich hatte nie zuvor etwas Umstrittenes geschrieben. Doch dieses Buch wurde von den Leuten geliebt oder gehasst. Diejenigen, die es hassten, selbst wenn sie meine anderen Bücher mochten, verabscheuten es regelrecht. Manche

klagten darüber, es sei zu unamerikanisch; andere fanden, dass es zu amerikanisch sei; dass sie Shadow unsympathisch fänden; dass ich nicht verstanden hätte, dass die wahre Religion Amerikas der Sport sei, und so weiter. Zweifellos sind das alles berechnete Kritikpunkte, doch letzten Endes fand das Buch sein Publikum. Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, dass der überwiegende Teil der Leserschaft es liebte und weiterhin lieben wird.

Eines Tages, so hoffe ich, werde ich zu dieser Geschichte zurückkehren. Immerhin ist Shadow mittlerweile zehn Jahre älter geworden. Genau wie Amerika. Und die Götter warten.

Neil Gaiman  
*September 2010*

## *Einleitung zur vorliegenden Textfassung*

Das Buch, das Sie in Händen halten, ist anders als die Version, die bislang veröffentlicht wurde.

Kurz nach seiner Erstveröffentlichung trafen Pete Atkins und Peter Schneider, die Inhaber des (leider inzwischen nicht mehr existierenden) Kleinverlags Hill House Publishers, mit dem US-Verlag des Buches die Absprache, eine Sonderausgabe von *American Gods* zu produzieren. Als sie mir von den wundervollen Besonderheiten für die limitierte Auflage erzählten – aus der sie ein wahres Wunder der Buchkunst machen wollten –, fühlte ich mich mit dem Text zunehmend unwohl.

Schüchtern erkundigte ich mich bei ihnen, ob sie damit einverstanden wären, meine ursprüngliche, ungekürzte Fassung zu verwenden.

Wie sich herausstellte, waren sie das.

Danach begannen die Dinge, kompliziert zu werden. Mir fiel ein, dass ich an der gekürzten Version von *American Gods* weitere Korrekturen und Änderungen vorgenommen hatte, die meisten davon Verbesserungen. Die einzige Möglichkeit, eine endgültige Fassung von *American Gods* zu erstellen, bestand also darin, meine unbearbeitete Fassung mit meiner korrigierten Fassung abzugleichen. Diese Version müsste danach mit der Druckfassung verglichen werden, denn ich hatte fröhlich in den Druckfahnen herumgekritzelt und ebenso fröhlich ignoriert, dass man die Änderungen möglicherweise zurückverfolgen wollte. Und schließlich musste eine Reihe von Entscheidungen nach persönlichem Ermessen getroffen werden.

Das bedeutete einen enormen Arbeitsaufwand. Und ich tat das einzig Vernünftige: Ich schickte mehrere riesige Computerdateien und zwei Exemplare des Buches (die englische und die amerikanische Version) an Pete Atkins, zusammen mit meiner Liste von Druck- und Rechtschreibfehlern, die mir seit Veröffentlichung des Buches aufgefallen waren, und bat ihn, alles zusammenzubringen. Genau das tat er auch, und zwar mit großer Sorgfalt. Dann nahm ich mir das Manuskript vor, das Pete vorbereitet hatte, ging es selbst durch, besserte aus, schaffte Ordnung und fügte Stellen wieder ein, die ich nicht aus Gründen des bloßen Kürzens gestrichen hatte. Schließlich hatte ich eine endgültige Fassung vor mir, mit der ich glücklich war – wenn man bedenkt, dass ein Roman, zumindest für den Autor, immer ein langes Stück Prosa mit Schwachstellen bleibt.

Hill House veröffentlichte sie in einer sehr schönen – und sehr teuren – limitierten Sonderausgabe von rund 750 Exemplaren (die als »ein Wunder der Buchkunst« beschrieben wurde – dieses Mal nicht von ihnen selbst). Ich bin dankbar, dass meine Verlage bereit waren, diese erweiterte Fassung des Buchs zum zehnten Jahrestag seines ersten Erscheinens in einer weit größeren Auflage als 750 Exemplare zu veröffentlichen – und für weit weniger Geld. Die Fassung von *American Gods*, die Sie nun in Händen halten, ist etwa zwölftausend Wörter länger als diejenige, die die ganzen Preise gewonnen hat, und das ist die Fassung, auf die ich am meisten stolz bin.

Ich möchte Jennifer Hershey danken, der ursprünglichen Lektorin des Buches, Jennifer Brehl, die als Geburtshelferin dieser Ausgabe fungierte, und vor allem Pete Atkins dafür, dass er das Manuskript erarbeitet hat.

## *Vorbehalt und Warnung an Reisende*

Dies ist kein Reiseführer, sondern ein Roman. Obwohl die Geografie der Vereinigten Staaten von Amerika in dieser Geschichte nicht gänzlich erfunden ist – viele Sehenswürdigkeiten in dem Buch können besichtigt, viele Pfade eingeschlagen, die Wege auf der Karte nachverfolgt werden –, habe ich mir Freiheiten erlaubt. Weniger Freiheiten, als Sie sich vorstellen mögen, aber dennoch Freiheiten.

Weder habe ich um die Erlaubnis gebeten, die realen Schauplätze in dieser Geschichte verwenden zu dürfen, noch wurde sie mir erteilt: Die Eigentümer von *Rock City* oder dem *House on the Rock* und die Jäger, denen das Motel in der Mitte Amerikas gehört, würden wohl ebenso erstaunt darüber sein, ihren Grundstücken hier zu begegnen, wie jeder andere auch.

Etliche Orte in dem Buch habe ich verfremdet: das Städtchen Lakeside, zum Beispiel, und die Farm mit der Esche eine Stunde südlich von Blacksburg. Sie dürfen gern danach suchen, wenn Sie möchten. Vielleicht finden Sie sie sogar.

Darüber hinaus versteht es sich von selbst, dass alle lebenden, toten und sonstigen Personen in dieser Geschichte erfunden sind oder in einem erfundenen Zusammenhang auftreten. Nur die Götter sind echt.

*Eine Frage, die mich immer fasziniert hat, lautet: Was geschieht mit dämonischen Geschöpfen, wenn Immigranten ihre Heimat verlassen? Irische Amerikaner erinnern sich an die Feen, die Amerikaner aus Norwegen an die Nisser, die*

*griechischstämmigen Amerikaner an die Wrykólakas - aber nur in Bezug auf ihr Herkunftsland. Als ich einmal fragte, warum solche Dämonen nicht in Amerika auftauchen, kicherte mein Informant verwirrt und sagte: »Sie haben Angst, den Ozean zu überqueren, er ist zu groß.« Er wies mich außerdem darauf hin, dass auch Christus und die Apostel nie nach Amerika gekommen sind.*

Richard Dorson, »A Theory for American Folklore«  
in: *American Folklore and the Historian*  
(University of Chicago Press, 1971)

# **TEIL I**

## **Schatten**

# *Erstes Kapitel*

*Die Grenzen unseres Landes, Sir? Nun, Sir, im Norden grenzen wir an das Polarlicht, im Osten an die aufgehende Sonne, im Süden grenzen wir an die Wanderung der Äquinoktialpunkte und im Westen an den Tag des Jüngsten Gerichts.*

*JOE MILLERS WITZBUCH (Amerikanische Ausgabe)*

Shadow hatte drei Jahre im Gefängnis gesessen. Weil er recht groß war und auch sonst ziemlich furchteinflößend wirkte, bestand sein ärgstes Problem darin, die Zeit totzuschlagen. Also hielt er sich in Form, brachte sich ein paar Tricks mit Münzen bei und dachte oft darüber nach, wie sehr er seine Frau liebte.

Das Beste an seinem Gefängnisaufenthalt – Shadows Meinung nach vielleicht das einzig Gute – war ein Gefühl der Erleichterung. Ein Gefühl, dass er so tief gefallen war wie nur irgend möglich und dass er die Talsohle erreicht hatte. Er machte sich keine Sorgen mehr, dass die Bullen ihn erwischen könnten, denn die Bullen hatten ihn erwischt. Wenn er im Gefängnis aufwachte, hatte er keine Angst; er fürchtete sich nicht mehr vor dem, was das Morgen bringen mochte, denn das Gestern hatte es bereits gebracht.

Shadow war zu der Feststellung gelangt, dass es keine Rolle spielte, ob man das, weswegen man verurteilt worden war, nun getan hatte oder nicht. Seiner Erfahrung nach fühlte sich jeder, dem er im Gefängnis begegnete, aus irgendeinem Grund ungerecht behandelt: Irgendetwas hatten die Behörden immer falsch verstanden, irgendetwas unterstellten sie einem, obwohl man es nicht getan hatte – oder man hatte es jedenfalls nicht ganz so getan, wie sie das behaupteten.

Von Bedeutung war aber allein, dass sie einen erwischt hatten. Dies war Shadow bereits während der ersten Tage aufgefallen, als alles, vom Slang bis zum schlechten Essen, noch neu gewesen war. Obwohl er sich elend fühlte und ihn das nackte Grauen packte, wenn er sich vor Augen führte, dass er hier eingesperrt war, ließ ihn diese Beobachtung leichter atmen.

Shadow bemühte sich, möglichst wenig zu reden. Doch irgendwann in der Mitte seines zweiten Jahres erklärte er seinem Zellengenossen Low Key Lyesmith seine Theorie.

Low Key, ein Trickbetrüger aus Minnesota, verzog seinen von Narben gezeichneten Mund zu einem Lächeln. »Yeah«, sagte er. »Das ist wahr. Noch besser ist es, wenn du zum Tode verurteilt wurdest. Dann fallen dir die Witze über die Typen ein, die ihre Stiefel abstreifen, während sich die Schlinge um ihren Hals legt, weil ihnen ihre Freunde immer erzählt haben, sie würden in ihren Stiefeln sterben.«

»Ist das ein Witz?«, fragte Shadow.

»Klar doch. Galgenhumor. Einen besseren gibt's nicht – krawumm, das Schlimmste ist passiert. Dir bleiben ein paar Tage, bis du's begriffen hast, und schon bist du mit dem Karren unterwegs, um auf dem Nichts zu tanzen.«

»Wann haben sie in diesem Bundesstaat zum letzten Mal jemanden aufgehängt?«, fragte Shadow.

»Verdamnte Scheiße, woher soll ich das wissen?« Lyesmith rasierte sich seine orangeblonden Haare immer fast ganz ab. Die Linien, die über seinen Schädel verliefen, waren deutlich sichtbar. »Aber ich sag dir was. Mit diesem Land ging's den Bach runter, als sie aufhörten, die Leute aufzuknüpfen. Ohne Galgen kann man den Kopf auch nicht mehr aus der Schlinge ziehen.«

Shadow zuckte die Schultern. Zum Tode verurteilt zu sein hatte für ihn nichts Romantisches.

Wenn man allerdings nicht zum Tode verurteilt war, dann war das Gefängnis bestenfalls eine Gnadenfrist, die

einem vergönnt war, bevor das Leben weiterging, und zwar aus zwei Gründen. Erstens: Das Leben schleicht sich auch in das Gefängnis ein. Es gibt immer Orte, wo es noch weiter abwärtsgeht, selbst wenn man beim großen Spiel nicht mehr mitspielen darf; das Leben geht weiter, selbst wenn es nur ein Leben unter dem Mikroskop oder ein Leben im Käfig ist. Und zweitens: Wenn man sich zusammenreißt, müssen sie dich irgendwann rauslassen.

Am Anfang war dieser Zeitpunkt noch so weit weg, dass Shadow kaum daran dachte. Dann wurde daraus ein entfernter Hoffnungsschimmer, und wenn irgendwelche Knastscheiße ablief, lernte er, sich immer wieder zu sagen, dass »auch das vorbeigehen würde«, und es lief immer irgendwelche Knastscheiße ab. Eines Tages würde sich die magische Tür öffnen, und er würde hindurchgehen. Also strich er in seinem Kalender mit den *Singvögeln Nordamerikas* die Tage ab, dem einzigen Kalender, den sie im Gefängnisladen verkauften, und die Sonne ging unter, und er sah sie nicht, und die Sonne ging auf, und er sah sie nicht. Er übte Münztricks aus einem Buch, das er in der Einöde der Gefängnisbibliothek gefunden hatte; er hielt sich fit; und er stellte in seinem Kopf eine Liste auf, was er nach seiner Entlassung tun würde.

Shadows Liste wurde immer kürzer und kürzer. Nach drei Jahren standen nur noch zwei Dinge darauf.

Erstens: Er würde ein Bad nehmen. In einer Wanne mit Seifenblasen, und zwar so lange wie irgend möglich. Vielleicht würde er dabei Zeitung lesen, vielleicht auch nicht. An einem Tag stellte er es sich so vor, an einem anderen anders.

Zweitens: Er würde sich mit dem Handtuch abrubbeln und einen Morgenmantel anziehen. Und vielleicht Pantoffeln. Die Vorstellung gefiel ihm. Wenn er rauchen würde, dann hätte er in diesem Moment eine Pfeife im Mund, aber er rauchte nicht. Er würde seine Frau mit starken Armen hochheben (»Welpchen«, würde sie

kreischen, mit gespielter Entsetzen und echter Freude, »was *machst* du denn da?«). Er würde sie ins Schlafzimmer tragen und die Tür schließen. Wenn sie Hunger bekamen, würden sie Pizza bestellen.

Drittens: Nachdem Laura und er – vielleicht zwei Tage später – wieder aus dem Schlafzimmer herausgekommen waren, würde er den Kopf einziehen und sein ganzes Leben lang anständig bleiben.

»Und dann wärst du glücklich?«, fragte Low Key Lyesmith. An dem Tag arbeiteten sie in der Gefängniswerkstatt – sie setzten Futterhäuschen für Vögel zusammen, was nur minimal interessanter war, als Nummernschilder zu stanzen.

»Ob jemand glücklich war«, erwiderte Shadow, »weiß man erst bei seinem Tod.«

»Herodot«, sagte Low Key. »Langsam lernst du was.«

»Wer zum Teufel ist Herodot?«, fragte Iceman, der die einzelnen Teile der Futterhäuschen ineinandersteckte und sie dann an Shadow weiterreichte, der sie mit Schrauben versah und diese festdrehte.

»Ein toter Grieche«, sagte Shadow.

»Meine letzte Freundin kam auch aus Griechenland«, sagte Iceman. »Was für einen Scheiß die bei ihr zu Hause gegessen haben! Das würdet ihr nicht für möglich halten. In Blätter eingewickelten Reis und so was. Ekelhaft.«

Iceman hatte die gleiche Größe und Form wie ein Cola-Automat; seine Augen waren blau und seine Haare so blond, dass sie fast weiß wirkten. Er hatte einem Kerl eine Tracht Prügel verpasst, der seine Freundin in einer Bar begripscht hatte, in der sie tanzte und er als Rausschmeißer arbeitete. Dessen Freunde hatten die Polizei gerufen, und die Bullen hatten Iceman überprüft und festgestellt, dass er auf Bewährung draußen und vor achtzehn Monaten vom Arbeitsfreigang nicht zurückgekehrt war.

»Was hätt ich denn machen sollen?«, hatte Iceman entrüstet gefragt, als er Shadow die ganze traurige Geschichte erzählte. »Ich hab ihm erklärt, dass sie meine Freundin ist. Hätte ich zulassen sollen, dass er mich respektlos behandelt? Echt, Mann? Ich mein ja nur – der Kerl hat wild an ihr rumgefummelt!«

Shadow hatte etwas Bedeutungsloses wie »Recht hast du« gesagt und es dabei belassen. Eine Sache hatte er gleich am Anfang gelernt: Im Gefängnis sitzt man seine eigene Zeit ab. Man lädt sich nicht noch die Geschichten der anderen auf. Man zieht den Kopf ein. Und bemüht sich, nicht aufzufallen.

Vor einigen Monaten hatte Lyesmith ihm eine zerlesene Taschenbuchausgabe von Herodots *Historien* geliehen. »Das ist nicht langweilig. Das ist cool«, hatte er gesagt, als Shadow einwandte, er würde keine Bücher lesen. »Schau erst mal rein, dann wirst du mir recht geben.«

Shadow hatte das Gesicht verzogen, aber er hatte damit angefangen und war gegen seinen Willen begeistert gewesen.

»Griechen«, sagte Iceman abschätzig. »Und es stimmt auch gar nicht, was man über sie erzählt. Ich hab versucht, es meiner Freundin in den Arsch zu besorgen, und sie hat mir fast die Augen ausgekratzt.«

Eines Tages war Lyesmith verlegt worden, und das ohne jede Vorwarnung. Seinen Herodot schenkte er Shadow, zusammen mit mehreren Münzen, die zwischen den Seiten versteckt waren – zwei Vierteldollar, einen Penny und einen Nickel. Münzen waren verboten: Man konnte die Ränder an einem Stein wetzen und jemandem damit bei einer Prügelei das Gesicht aufschlitzen. Shadow war nicht auf Waffen aus; er wollte nur etwas mit den Händen zu tun haben.

Shadow war keineswegs abergläubisch. Er glaubte nicht an Dinge, die er nicht sehen konnte. Trotzdem hatte er in jenen letzten Wochen das Gefühl, dass eine dunkle Wolke über dem Gefängnis hing, wie damals, in der Woche vor

dem Raubüberfall. Er verspürte ein leeres Gefühl in der Magengrube, redete sich jedoch ein, er würde sich nur davor fürchten, in die Welt da draußen zurückzukehren. Aber sicher war er sich nicht. Er war noch paranoider als normalerweise, und im Gefängnis war man normalerweise schon *sehr* paranoid, weil man das dort zum Überleben brauchte. Shadow wurde noch stiller, noch mehr ein Schatten als ohnehin schon. Er ertappte sich dabei, wie er die Körpersprache der Wachleute und der anderen Insassen beobachtete, auf der Suche nach einem Hinweis auf die Katastrophe, die – und davon war er überzeugt – unmittelbar bevorstand.

Einen Monat vor seinem Entlassungstermin saß Shadow in einem kühlen Büro einem Mann gegenüber, dem ein Feuermal auf der Stirn prangte. Zwischen ihnen stand ein Schreibtisch; der Mann hatte Shadows Akte vor sich liegen und hielt einen Kugelschreiber in der Hand.

»Ist Ihnen kalt, Shadow?«

»Ja«, sagte Shadow. »Ein wenig.«

Der Mann zuckte mit den Achseln. »So läuft das hier nun mal«, sagte er. »Die Heizöfen werden erst im Dezember in Betrieb genommen, und am ersten Mai werden sie wieder ausgeschaltet. Auf meinem Mist ist das nicht gewachsen.« Damit waren die Nettigkeiten abgehakt, und er fuhr mit dem Zeigefinger über ein Blatt Papier, das innen links an der Mappe festgetackert war. »Sie sind zweiunddreißig Jahre alt?«

»Jawohl, Sir.«

»Sie sehen jünger aus.«

»Man tut, was man kann.«

»Hier steht, Sie hätten sich mustergültig geführt.«

»Ich habe meine Lektion gelernt, Sir.«

»Wirklich? Haben Sie das wirklich?« Er betrachtete Shadow eingehend, wobei das Feuermal auf seiner Stirn nach unten rutschte. Shadow überlegte, ob er ihm einige seiner Theorien über das Gefängnis darlegen sollte, ließ es

dann aber bleiben. Stattdessen nickte er und konzentrierte sich darauf, angemessen reumütig auszusehen.

»Hier steht, Sie sind verheiratet, Shadow.«

»Meine Frau heißt Laura.«

»Wie läuft's denn mit ihr?«

»Ganz gut. Als ich verhaftet wurde, war sie ziemlich sauer auf mich. Aber sie ist so oft wie möglich hier runtergefahren, um mich zu besuchen – was ein ziemliches Stück ist. Wir schreiben uns, und wenn es geht, rufe ich sie an.«

»Was macht Ihre Frau beruflich?«

»Sie betreibt ein Reisebüro. Schickt Leute in die ganze Welt.«

»Wie haben Sie sich kennengelernt?«

Shadow wollte kein Grund einfallen, warum sein Gegenüber ihn das fragte. Fast hätte er ihm erklärt, dass ihn das nichts angehe, doch er sagte: »Sie war die beste Freundin der Frau meines besten Kumpels. Die beiden haben uns miteinander verkuppelt. Wir haben uns gleich super verstanden.«

»Und Sie haben einen Job, der auf Sie wartet?«

»Jawohl, Sir. Mein Kumpel Robbie, von dem ich Ihnen gerade erzählt hab, dem gehört die Muskelfarm, wo ich früher Trainer war. Er hat mir versprochen, dass mein alter Job auf mich wartet.«

Eine Augenbraue zuckte nach oben. »Wirklich?«

»Er behauptet, ich würde bestimmt eine Menge Leute anlocken. Ehemalige Kunden, aber auch ein paar harte Jungs, die noch härter werden wollen.«

Das schien den Mann zufriedenzustellen. Er kaute auf dem Ende seines Kugelschreibers herum und schlug die nächste Seite auf.

»Was denken Sie inzwischen über Ihre Straftat?«

Shadow zuckte die Schultern. »Das war äußerst dumm«, sagte er und meinte es ernst.

Der Mann mit dem Feuermal seufzte und hakte einige Punkte auf seiner Liste ab. Dann blätterte er noch ein wenig in Shadows Akte herum. »Wie kommen Sie denn von hier aus nach Hause?«, fragte er. »Greyhound?«

»Ich fliege. Hat seine Vorteile, mit einer Reiseberaterin verheiratet zu sein.«

Das Feuermal legte sich in Falten. »Hat sie Ihnen ein Ticket geschickt?«

»Das war gar nicht nötig. Sie hat mir nur die Bestätigungsnummer geschickt. Für ein elektronisches Ticket. Ich muss lediglich in einem Monat am Flughafen aufkreuzen und meinen Ausweis vorzeigen, und schon ist alles geregelt.«

Der Mann nickte, kritzelte noch etwas auf ein Blatt, schloss dann die Mappe und legte den Kugelschreiber beiseite. Zwei blasse Hände ruhten wie pinkfarbene Tiere auf dem grauen Schreibtisch, bewegten sich aufeinander zu und bildeten mit den Zeigefingern einen Turm.

»Sie haben Glück.« Er schaute Shadow mit wässrigen haselnussbraunen Augen an. »Auf Sie wartet jemand, und dann kriegen Sie auch noch Ihren alten Job zurück. Sie können all das hier hinter sich lassen. Sie bekommen eine zweite Chance. Machen Sie das Beste daraus!«

Als der Mann aufstand, reichte er Shadow nicht die Hand, was dieser allerdings auch nicht erwartet hatte.

Die letzte Woche war furchtbar. In gewisser Hinsicht war sie schlimmer als die ganzen drei Jahre zusammen. Shadow fragte sich, ob es am Wetter lag, das kalt und klamm war. Es fühlte sich an, als wäre ein Gewitter im Anzug, aber das Gewitter blieb aus. Er hatte Bauchweh und bekam andauernd eine Gänsehaut; und das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, wurde mit jedem Tag stärker. Auf dem Innenhof wehte ein böiger Wind. Shadow glaubte fast, den kommenden Schnee riechen zu können.

Schließlich führte er ein R-Gespräch mit seiner Frau. Shadow wusste, dass die Telefongesellschaften für jeden

Anruf aus einem Gefängnis einen Aufschlag von drei Dollar berechneten. Deshalb waren die Telefonistinnen auch immer so höflich, vermutete er: Sie wussten, wer ihren Lohn bezahlte.

»Irgendwas fühlt sich seltsam an«, erklärte er Laura. Das war nicht das Erste, was er zu ihr sagte. Das Erste war: »Ich liebe dich«, denn das ist etwas Großartiges, wenn man es ernst meint, und Shadow meinte es ernst.

»Hallo«, sagte Laura. »Ich liebe dich auch. Was fühlt sich seltsam an?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht das Wetter. Ich habe den Eindruck, dass alles okay wäre, wenn es nur mal ordentlich gewittern würde.«

»Hier ist es schön«, sagte sie. »Noch sind die letzten Blätter nicht alle abgefallen. Falls es nicht stürmt, kannst du sie sehen, wenn du nach Hause kommst.«

»Fünf Tage«, sagte Shadow.

»Einhundertundzwanzig Stunden, und dann kommst du nach Hause«, sagte sie.

»Alles okay bei dir? Nichts passiert?«

»Alles okay. Heute Abend treffe ich mich mit Robbie. Wir planen eine Überraschungsparty für dich.«

»Überraschungsparty?«

»Ja, klar. Du weißt doch nichts davon, oder?«

»Rein gar nichts.«

»So ist's recht.«

Shadow wurde sich bewusst, dass er lächelte. »Ich lieb dich, Schatz.«

»Ich lieb dich, Welpchen«, sagte Laura.

Shadow legte den Hörer auf die Gabel.

Nach ihrer Hochzeit hatte sich Laura einen Welpen gewünscht, aber ihr Vermieter hatte sie darauf hingewiesen, dass ihr Vertrag keine Haustiere zuließ.

»Hey«, hatte Shadow gesagt, »dann bin ich eben dein Welpe. Was soll ich tun? Auf deinen Latschen rumkauen? Auf den Küchenboden pinkeln? Dir die Nase ablecken? Dir

im Schritt herumschnüffeln? Ich wette, ich kann alles, was so eine Töle kann.« Und er hob sie hoch, als wäre sie federleicht, fing an, ihr über die Nase zu lecken, während sie kicherte und kreischte, und trug sie dann ins Bett.

In der Gefängniskantine setzte sich Sam Fetisher wie zufällig neben Shadow, entblößte seine gelben Zähne zu einem Lächeln und aß seine Makkaroni mit Käse.

»Wir müssen reden«, sagte er.

Sam Fetisher war einer der schwärzesten Menschen, denen Shadow je begegnet war. Er mochte gut und gerne achtzig sein. Oder erst sechzig. Andererseits kannte Shadow dreißig Jahre alte Cracksüchtige, die älter aussahen als Sam Fetisher.

»Mm?«, fragte Shadow.

»Da zieht ein Unwetter auf«, sagte Sam.

»Fühlt sich so an«, sagte Shadow. »Vielleicht schneit's bald.«

»Kein solches Unwetter. Uns steht was Heftigeres bevor. Glaub mir, mein Junge, wenn's losgeht, bist du hier drin besser dran als draußen auf der Straße.«

»Ich hab meine Zeit abgesehen«, sagte Shadow. »Am Freitag hau ich ab.«

Sam Fetisher starrte Shadow an. »Wo kommst du her?«

»Aus Eagle Point. In Indiana.«

»Du verlogenes Arschloch«, sagte Sam Fetisher. »Ich meine ursprünglich. Woher stammt deine Familie?«

»Aus Chicago«, sagte Shadow. Seine Mutter hatte als junges Mädchen in Chicago gewohnt, und sie war dort vor einer halben Ewigkeit gestorben.

»Wie ich gesagt hab. Da zieht ein heftiges Unwetter auf. Zieh bloß den Kopf ein, Shadow. Das wird ... wie heißen diese Dinger noch mal, auf denen die Kontinente rumrutschen? Irgendwelche Platten?«

»Tektonische Platten?«, riet Shadow.

»Genau. Tektonische Platten. Das wird wie wenn die anfangen zu rutschen und Nordamerika in Südamerika

reinschlittert. Da willst du nicht dazwischengeraten. Hast du kapiert?«

»Nicht im Mindesten.«

Ein braunes Auge schloss sich zu einem Zwinkern.

»Verdammt, sag nachher bloß nicht, ich hätt dich nicht gewarnt«, brummte Sam Fetisher, während er sich einen zitternden Klumpen orangefarbenen Wackelpudding in den Mund schaufelte.

Shadow war die ganze Nacht halb wach – mal döste er ein, dann schreckte er wieder hoch, während er zuhörte, wie sein neuer Zellengenosse in dem Bett unter ihm ächzte und schnarchte. Mehrere Zellen entfernt winselte und heulte und schluchzte ein Mann wie ein Tier, und von Zeit zu Zeit brüllte ihn jemand an, er solle verdammt noch mal das Maul halten. Shadow versuchte wegzuhören. Einsam und träge ließ er die leeren Minuten über sich hinwegrinnen.

Zwei Tage noch. Achtundvierzig Stunden, die mit Haferbrei, Gefängniskaffee und einem Wachmann namens Wilson anfangen, der Shadow fester als nötig auf die Schulter tippte und sagte: »Shadow? Mitkommen.«

Shadow überprüfte sein Gewissen. Es regte sich nicht, was – wie er hatte erfahren müssen – in einem Gefängnis keineswegs bedeutete, dass er nicht in der Scheiße steckte.

Die beiden Männer gingen mehr oder weniger nebeneinanderher, und ihre Schritte hallten vom Metall und Beton zurück.

Weit hinten im Rachen schmeckte Shadow Angst, die so bitter war wie alter Kaffee. Jetzt würde geschehen, was er befürchtet hatte ...

In seinem Hinterkopf flüsterte eine Stimme, dass sie auf seine Strafe noch ein Jahr draufhauen, ihn in Einzelhaft stecken, ihm die Hände abhacken würden oder den Kopf. Auch wenn er sich einredete, dass das Unsinn war, pochte sein Herz so stark, dass ihm die Brust zu platzen drohte.